

Berichte

Barbara Hahn

„Lernen Sie europäisch!“

Die Sprachen der Akkulturation um 1800

Am Ende des 18. Jahrhunderts bekommt das Französische – die Sprache Alteuropas, die Sprache der Aristokratie – eine neue Funktion. Ohne diese Sprache ist der Akkulturationsprozeß deutscher Juden nicht vorstellbar. Denn mit der Ablösung von den traditionellen Sprachen Hebräisch und Jiddisch¹ etablieren sich wieder zwei Sprachen, das Deutsche und das Französische, die allerdings in eine andere Konstellation zueinander treten als die traditionellen. Nicht mehr eine heilige und eine profane Sprache, sondern ein diffiziles Wechselspiel, das im folgenden genauer bestimmt werden soll.

Beginnen wir mit einer interessanten Ungleichzeitigkeit: Auf der einen Seite eine falsche Konversion, eine protestantische Gräfin, die sich zu den Sprachen hinbewegt, die ihre jüdischen Zeitgenossen gerade verlassen, auf der anderen die Bemühungen der Mütter der ersten akkulturierten Jüdinnen um die Sprachen, die jene Gräfin von Kind auf beherrschte. Von beiden ist allerdings kaum etwas schriftlich überliefert – die Sprachwechsel dieser Frauen lassen sich daher nur in indirekten Lektüren zeigen. In den Texten von Rahel Levin Varnhagen, Dorothea und Henriette Mendelssohn sowie der Meyer-Schwester², an deren Namen die Ak-

¹ Die Sprache der jüdischen Bevölkerung in Deutschland wird in den einschlägigen Arbeiten unterschiedlich bezeichnet, als Jiddisch, Westjiddisch oder Juden-Deutsch. Hier wurde die erste Bezeichnung gewählt, auch um den Unterschied der Schrift – Jiddisch wird in hebräischen Buchstaben geschrieben – zu betonen.

² Gemeint sind Sara und Mariane Meyer, die in der Goethe-Forschung als Sophie von Grotthuß und Mariane von Eybenberg überliefert wurden. Von beiden haben sich Briefwechsel mit Goethe erhalten, bei denen die Stimmen der Frauen jedoch nur in Auszügen publiziert wurden; vgl. „Ein Brief von Frau von Grotthuis an Goethe. (Über Goethe's Leben, Mendelssohn und Lessing.) Aus dem Riemer-

kulturation um 1800 meist gebunden wird, ist die Sprache der Mütter, die Muttersprache bereits ein weitgehend verdrängtes Erbe. In ihren Briefen und Aufzeichnungen dominieren Deutsch und Französisch. Doch eingestreut in Familienkorrespondenzen und vor allem in Reflexionen über die Hep-Hep-Unruhen von 1819 tauchen beide Sprachen wieder auf. Die quadratischen Buchstaben der hebräischen Schrift unterbrechen die Texte nicht nur optisch: Sie signalisieren vielmehr, daß die Sprachen der Tradition solange nicht aufgegeben werden konnten, wie die christliche Umwelt unerbittlich daran erinnerte, daß man nicht dazugehört. Europa, das in den Jahren nach der Französischen Revolution in nahe Zukunft gerückt schien, hatte sich inzwischen weit entfernt. Wie und mit wem spricht man dann französisch, die Sprache der Zukunft, die im Freundeskreis von Rahel Levin Varnhagen „europäisch“ genannt wurde?³ Ausgegrenzt von den Deutschen und aus dem Deutschen, zu dem man doch gehört? Am Ende bleibt Ratlosigkeit. Und Europa – ein Wunschbild, das um 1830 an die nächste Generation weitergegeben wird.

Eine falsche Konversion

Es muß eine seltsame Beerdigung gewesen sein, die im April 1765 im sächsischen Stolpen standfand. Aus dem Bericht des zuständigen Amtmannes Christoph Friedrich Gülden erfahren wir, was der letzte Wille der alten Dame gewesen war, die da zu Grabe getragen wurde: „Nach ihrer Anordnung ist eine Schrift auf Pergament auf der Brust aufgeheftet worden, auf der ex. Deuter. XXXII. Vers

schen Nachlaß“, in: *Europa. Chronik der gebildeten Welt* Nr. 27 (1850), S. 209-211; „Einundzwanzig Briefe von Marianne von Eybenberg, acht von Sara von Grotthuss, zwanzig von Varnhagen von Ense an Goethe“, in: *Goethe-Jahrbuch XIV* (1893), S. 46-60; *Goethe und Österreich. Briefe und Erläuterungen*, hrsg. von August Sauer, Weimar 1904, Bd. 2, S. 110-243. Eine Publikation von Sophie von Grotthuß' Texten und Briefwechseln, darunter auch die vollständige Korrespondenz mit Goethe, ist in Vorbereitung und soll 1996 erscheinen.

³ Vgl. Rahel Levin Varnhagens Brief an Regine Froberg vom 31.1.1807: „Als ich Parnis kleinen Dialogue las, u. ihn so artig fand, u. auch tiefer; so meint ich einen Augenblick man könne dies nur in Europaisch so ausdrücken; den anderen wünscht' ich es könne in unserer Sprache geschehen; u. ein dunkler Gedanke ich könnte es, u. möchte es; weil ich so sehr das franz: empfand; meine zweiffel an übersetzen und besonders an meine fähigkeit dazu nekten mich auch“. *Briefe an eine Freundin. Rahel Varnhagen an Rebekka Friedländer*, hrsg. von Deborah Hertz, Köln 1988, S. 154.

6.7.8.9. Hebräisch und ex. Ps. CXIX. Vers 30-33. mit folgenden jüdisch-deutschen Worten stand: den warhaftigen Weg habe ich auserwählt. Deine Gericht habe ich mir vorgestellt. Gott du solst mich nit verschämen, ich habe mich gehefft an Deine Gezeugnisse, ich will den Weg vor Deinen Geboten lauffen, denn Du wirst mein Herz derweitern. Gott lern mich den Weg von Deinen Gesetz und ich will sie hüten bis zu den End.“ Und weiter schreibt der Amtmann: „Auf dem Deckel des Sarges war ein Schieber gemacht, unter diesem die obige Schrift mit hebräischen und jüdisch=deutschen Worten wieder befindlich, auf den Mund der Leiche ward nach der Anordnung der Verstorbenen ein Schälchen von Serpentinsteinstein gelegt, auch über dieses auf den Sarg eine zinnerne Tafel, worauf ihre Lebensjahre, so bis auf 85 gebracht, und die Namen ihrer Eltern und Voreltern gestanden.“⁴

Dieser letzte Wille war deshalb so skandalös, weil hier nicht etwa von einer jüdischen Kaufmannsfrau – für die sich im übrigen auch kein Amtmann interessiert hätte –, sondern von einer Dame des Hochadels die Rede war. Anna Constanze Gräfin von Cosel, in jungen Jahren die Mätresse des sächsischen Kurfürsten und späteren Königs von Polen, August, der als August der Starke in die Geschichte eingegangen ist. Nachdem sie als Geliebte verstoßen worden war, mußte sie bald fünfzig Jahre wie eine Gefangene auf der Festung im südsächsischen Städtchen Stolpen leben. Während dieser langen Zeit wandelte sich die galante Dame in eine Gelehrte, die die unterschiedlichsten Studien betrieb. An ihrer Bibliothek, die dreitausend Bände umfaßte, läßt sich ablesen, wofür sie sich interessierte: „sie bestand aus Werken über Geschichte, Philosophie, Physik, Chemie, Theologie, enthielt auch viele Bibeln, darunter drei Exemplare der Biblia pentabla. Diese lagen staubbedeckt offen auf den Tischen, die aufgeschlagenen Stellen waren alle aus den fünf Büchern Moses und den Psalmen. Viele Stellen waren mit Rothstift angestrichen.“⁵

Aus dem Blickwinkel ihrer Zeitgenossen war die Gräfin durch diese Studien in eine völlig falsche Richtung geführt worden. In unüberhörbar skandalisiertem Ton schreibt der Amtmann weiter: „Der Glaube, auf welchen die Gräfin v. Cosell verstorben, ist schwer zu determiniren, es ist wahr, vor dem letzten Krieg⁶ hat

⁴ Zitiert nach: Karl von Weber, *Anna Constance Gräfin von Cosell. Nach archivalischen Quellen*, Leipzig 1870, S. 128.

⁵ Ebd., S. 130.

⁶ Gemeint ist der siebenjährige Krieg.

Defuncta mit verschiedenen Juden, die aus Böhmen und anderen Gegenden zu ihr gekommen, stärkere Connexion als seit der Krieg geendigt und Friede worden, gehabt, dann und wann sind wohl auch zeither Juden zu ihr gekommen, jedoch nicht in so großer Menge wie sonst. Defuncta hat bei ihren Lebzeiten sehr fleißig in den bibliis pentaplis gelesen und sich das jüdisch deutsch vielleicht mit Vorsatz angewöhnt, es ist ferner wahr, daß sie den Sonnabend jeder Woche vor ihren Sabbath gefeiert und den Christen, wenn sich diese dazu brauchen lassen, am Sonntag gern etwas zu schaffen gemacht, auch ist es wahr, daß sie kein Schweinefleisch, keinen im Blut erstickten Vogel oder ander dergleichen Federvieh, noch einen Fisch ohne Schuppen gegessen, es besteht ferner in Wahrheit, daß Defuncta zwar anfänglich, da sie als Arrestantin nach Stolpen gebracht worden, den hiesigen Gottesdienst besucht, seit vielen Jahren aber nicht mehr in unsere Kirche gekommen ist. Meines Behalts hat Defuncta nicht wissen wollen, an wen sie glauben soll.“⁷

Ob die Gräfin tatsächlich in aller Form zum Judentum übertrat, darüber herrscht Uneinigkeit.⁸ Niemand jedoch bestreitet, daß sie hebräisch und jiddisch lernte und sich außerdem mit Speise- und hygienischen Vorschriften gläubiger Juden vertraut machte und nach diesen lebte. Constanze von Cosel wußte also durchaus, woran sie glauben wollte. Eine unzeitgemäße Konversion. Im 18. Jahrhundert begann der umgekehrte Weg: Vom Judentum ins Christentum, vom Hebräischen und Jiddischen zum Deutschen und Französischen.

Wie aber wissen wir überhaupt von dieser Gräfin, die im Jahrhundert der Aufklärung „zurück“ in eine alte Welt konvertierte?⁹

⁷ Ebd., S. 128 f.

⁸ Karl von Weber läßt die Frage offen, ob die Gräfin in aller Form zum Judentum übergetreten ist; er schreibt vom „phantastischen Sinn der Gräfin“, der sie „auf sonderbare Abwege führte“: „Sie soll auch die Cabbala und anderen mystischen Unsinn getrieben haben.“ Ebd., S. 121. Ohne Angaben von Quellen verneint Oscar Wilsdorf den Übertritt zum Judentum in seinem Buch *Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet*, Dresden/Leipzig 1892, S. 65.

⁹ In vielen überlieferten Texten ist von ihrer Beschäftigung mit dem Judentum nicht die Rede; vgl. Richard Roos, Die Gräfin Cosel, als Staatsgefängene in Stolpen, in: *Morgenblatt für gebildete Stände*, No. 232 vom 28.9.1815, S. 926 f. Häufig wurde ihr Leben in historischen Romanen dargestellt, in deren Mittelpunkt die Liaison mit August dem Starken steht, nicht aber ihr späteres einsames Leben als Gefängene; vgl. Józef Ignacy Kraszewski, *Gräfin Cosel. Ein Frauen-schicksal am Hofe August des Starken*, deutsche Bearbeitung von Lieselotte Wohlfahrt, Rudolstadt 1952.

Neben dem zitierten Bericht des Amtmannes hat sich lediglich ein Brief erhalten, der vom Judentum der Gräfin spricht. Im Winter 1761, vier Jahre vor ihrem Tod, bekam die damals bereits einundachtzigjährige Constanze von Cosel Besuch von Charles Joseph de Ligne, den wir dreißig Jahre später als Freund junger Jüdinnen finden werden, die zum Christentum konvertierten. In Lignes Brief an die Gräfin heißt es: „Sie können sich die Gefühle nicht ausmalen, die mich bestürmten als Sie mir neulich für immer Lebewohl sagten. Sie taten dies mit großer Festigkeit, ehe Sie mich an einem Freitagabend um sechs verließen, weil die Mysterien und Zeremonien Ihrer Religion anfangen. Sie sprachen zu mir: ‚Allwöchentlich versammeln sich die über die ganze Erde Verstreuten, um den Verheißungen der Propheten zu lauschen. Ich hause nun fast ein halbes Jahrhundert lang einsam in meinem Turm, aber im Gebete vereinige ich mich mit jenen anderen. Ich habe ihre Sprache erlernt und Luther abgeschworen, weil ich seine Erklärungen und Unterscheidungen nicht zu verstehen vermochte. Ich wäre lieber katholisch geworden, wenn ich den christlichen Glauben nicht lieber gänzlich aufgegeben hätte. Hier haben Sie eine unserer Bibeln mit allen meinen rot geschriebenen Anmerkungen. Bewahren Sie dieses Buch mir zuliebe auf. Leben Sie wohl, seien Sie glücklich, leben Sie wohl auf immer‘... Das alles“, so schließt der Brief des Fürsten, „ist in meinem Herzen für immer eingeprägt, in dem die Erinnerung an Ihre großen Eigenschaften und die mir erwiesene Güte unauslöschlich bleibt.“¹⁰

In welcher Sprache, in welcher Schrift die Gräfin die vielen, vielen Seiten füllte, die bei ihrem Tod gefunden wurden, wissen wir nicht. Ihr Nachlaß ist nicht überliefert, ihre Bibliothek verloren.

Hebräische und deutsche Buchstaben

Auch von jüdischen Frauen dieser Zeit ist kaum etwas überliefert. Am meisten wissen wir über Fromet Gugenheim (1737–1812), die Frau von Moses Mendelssohn und die Mutter von Brendel und Yente, die unter den Namen Dorothea Schlegel und Henriette Mendelssohn die Zeiten überdauerten. Zwar sind nur sieben

¹⁰ Zitiert nach *Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten*, hrsg. und erläutert von Franz Kobler, Wien 1935, Nachdruck: Königstein/Taunus 1984, S. 114 f.

Briefe der Fromet Gugenheim überliefert – fünf in hebräischen Buchstaben geschriebene Familienbriefe sowie zwei in deutscher Schrift¹¹ – doch in einem kleinen Buch, das nicht *von* ihr, sondern *an* sie geschrieben wurde, bekommt sie Kontur: In den Verlobungsbriefen, die Moses Mendelssohn an seine künftige Frau richtete, und die 1929 in einem der ersten Bände der großen Mendelssohn-Gedenkausgabe in hebräischer Schrift und jüdisch-deutscher Sprache und 1936 ins Deutsche transkribiert erschienen.¹² Doch wer sollte sie da noch lesen? Ein verlorenes Buch. Ein Buch ohne Adressaten.

Die Briefe der jungen Hamburgerin Fromet Gugenheim, die seit 1761 mit einem Berliner Gelehrten korrespondierte, den sie später heiraten sollte, waren sicher nicht an „Moses Mendelssohn“ gerichtet, denn dies war der Name eines Autors philosophischer und theologischer Arbeiten und des Freund von Christen. Der Bräutigam dagegen nennt sich Mausche mi-Dessau, Moses aus Dessau, und an diesen hat sich wohl auch seine Braut gewandt. Und sicher schrieb sie ebenso wie er eine Art von Text, für die es in der jüdischen Tradition wenig Vorbilder gab – Liebesbriefe, dieses privilegierte Genre des 18. Jahrhunderts. Briefe um Herz und Gefühl, um Literatur und Philosophie, Briefe, in denen sich Sprachen und Traditionen mischen. „Meine liebe Fromet, teuerste Fromet“, heißt es in den Briefen an sie, und manchmal wird die Braut auch als Mann apostrophiert. „Lachen Sie nit, Herr Doctor! über meine verliebte Philosophie! Glauben Sie, daß wir Philosophen alle eine seltsame Figur machen, wenn wir verliebt tuhn wollen. Und also bleibt es dabey, daß meine Seele zu Hamburg ist, und ich den

¹¹ Vgl. Eva J. Engel, Fromet Gugenheim. 6. Oktober 1737 – 5. März 1812, in: *Die Juden in Hamburg 1590–1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung ‚Vierhundert Jahre Juden in Hamburg‘*, hrsg. von Arno Herzig, Hamburg 1991, S. 235, Anm. 2. Eva Engel veröffentlichte einen der deutsch geschriebenen Briefe (an Elise Reimarus vom 30.3.1786, also kurz nach Mendelssohns Tod), vgl. Eva Engel-Holland, Fromet Mendelssohn an Elise Reimarus. Abschluß einer theologischen Tragödie, in: *Mendelssohn-Studien* 4 (1979), S. 199. Fünf Briefe in hebräischer Schrift finden sich in Moses Mendelssohn, *Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe* (im Folgenden zitiert als JuB), hrsg. von F. Bamberger u.a., Bd. 19, Stuttgart 1974, S. 144, 173 f., 196 f., 217 und S. 310. Der zweite deutsch geschriebene Brief an Johann Friedrich Reichard soll im Band 21 der JuB erscheinen.

¹² In einem Privatdruck der Familie Mendelssohn, und somit der Öffentlichkeit nur sehr beschränkt zugänglich, waren einige dieser Briefe schon einmal in deutscher Schrift gedruckt worden: *Briefe Moses Mendelssohns. Als Manuskript gedruckt*, Berlin 1892; vgl. JuB 19, S. XVIII.

Vergnügungen bey=wohne, die in der so angenehmen Gesellschaft vorgenommen werden. Leben Sie wohl, liebste Fromet! Und erinnern sich beständig, daß mein Geist in ihrer Stub herum=schwärmt. Ich verharre ihr unveränderlicher Verehrer und Freund ha-koton Mausche-mi Dessau“,¹³ so schreibt er am 16. Juni 1761.¹⁴ Skandiert werden diese Passagen von hebräischen Gruß- und Anredeformeln, von Hinweisen auf Feste und Rituale, die der Braut offenbar ebenso geläufig waren wie dem gelehrten Bräutigam. Gerade diese Mischung macht die Briefe so ungewöhnlich. In einem Satz ist von Julies Briefen in Rousseaus *Héloïse* die Rede, im nächsten von den Lesungen aus Jeschajahu, in christlich-deutscher Tradition Jesaja, Kap. 40 am Gedenksabbath für die Zerstörung des Tempels in Jerusalem.

Diese Briefe zeigen genau die Bruchlinie zwischen einer weitgehend isolierten jüdischen Welt und der sakularisierten Welt der christlich dominierten europäischen Kultur, deren Götter Rousseau, Voltaire und Shaftesbury hießen, deren Sprache das Französische und deren Glaube der Fortschritt der Menschheit war. Auf dieser Bruchlinie haben sich – soweit aus den Antworten des Bräutigams ersichtlich – auch die Briefe der Fromet bewegt. Ihre Sprachen waren Jiddisch und Hebräisch, zur Zeit der Korrespondenz lernte sie intensiv Französisch. Zusammen mit ihren Freundinnen las sie die zeitgenössische Literatur, und noch sah es so aus, als ob diese beiden Traditionen nebeneinander bestehen könnten. Man konnte offenbar jüdisch heiraten und trotzdem verliebt sein, man konnte sich dieser seltsamen Welt aus Liebesgeschichten und umstürzlerischen Ideen nähern, ohne das Judentum zu verlassen. Man konnte in Bäder reisen und dort mit gebildeten Damen des Hochadels französisch plaudern und sich dann zur Begrüßung des Sabbaths zurückziehen, wie es beispielsweise Rösl Meyer tat, die Mutter von Sophie von Grotthuß und Marianne Eybenberg, die mehrfach mit Moses Mendelssohn nach Pyrmont ins Bad reiste.¹⁵

¹³ Hebr. der geringe Moses aus Dessau.

¹⁴ Moses Mendelssohn, *Brautbriefe*. Mit einer Einführung von Ismar Elbogen, Königstein/Taunus 1985, S. 37 f.

¹⁵ Alexander Altmann spricht von zwei gemeinsamen Reisen in den Sommern 1773 und 1774; vgl. Alexander Altmann, *Moses Mendelssohn. A Biographical Study*, Philadelphia 1973, S. 283. Von Rösl Meyer ist lediglich ein Brief vom Sommer 1774 in hebräischen Buchstaben an Fromet Gugenheim überliefert, vgl. JuB 19, S. 195 f.

Die Mütter der ersten akkulturierten Jüdinnen bewegten sich also in einer Welt, deren Sprache sich vom Jiddischen zum Deutschen wandelte, das aber immer noch in hebräischen Buchstaben geschrieben wurde.¹⁶ Diese Schriftgrenze markierte auch die Grenze der Akkulturation: Man blieb eine Gruppe mit besonderer Religion, Tradition und Kultur, die sich von der Mehrheit unterschied. Man blieb Jude in Deutschland. Innen und Außen waren klar begrenzte Bereiche: Innen verständigte man sich in einer Schrift, die Gemeinschaft stiftete, anderen aber kaum zugänglich war, und für den Kontakt mit der Außenwelt bewegte man sich in zwei weiteren Schriften, der deutschen und der lateinischen.

Sprachwechsel/Schriftwechsel

Die Aufgabe der hebräischen Schrift als Verständigungsmedium signalisiert, daß sich dieses Selbstverständnis auflöst. Lange vor der Taufe werden damit Eintrittsbillets in eine andere Kultur gelöst: Bereits um 1790 begannen junge Jüdinnen, ein ausgedehntes Briefnetz in deutscher und lateinischer Schrift zu spannen. 1793 datieren die ersten überlieferten Briefe von Fradchen Liepman (Friederike Liman) und Sara Fränkel (Sophie Pobeheim) an Rahel Levin Varnhagen, 1795 die ersten von Esther Gad (Lucie Doemeier) und Sara Meyer (Sophie von Grotthuß), und alle wurden in deutschen Buchstaben geschrieben; Einsprengsel aus dem Jiddischen erscheinen in diesen Korrespondenzen nicht in hebräischer, sondern in lateinischer Schrift.¹⁷ Damit sind sie als Fremdwörter markiert, als Wörter also, die keinen direkten Weg ins Deutsche nehmen. Sie sind näher an einer anderen Sprache, dem Französischen, in das die Korrespondentinnen gerade auch bei der Reflexion der Schwierigkeiten des Akkulturationsprozesses wechseln. Die andere Sprache war damit unverzichtbar; ohne sie konnte man sich nicht in der deutschen Sprache bewegen. Französisch ermöglichte einen Abstand; nur diese Sprache war fern genug vom Jiddischen, das man im Deutsch der Mütter noch so gefährlich durchhören konnte. Sprach man Französisch, dann hatte man ei-

¹⁶ Auch Mendelssohns Übersetzung des Pentateuchs ins Deutsche von 1780 bis 1783 erschien in hebräischer Schrift; sie sollte Juden, die des Hebräischen nicht mächtig waren, wieder an diese Sprache heranführen.

¹⁷ Für die ersten beiden Briefwechsel hat dies Birgit Bosold überprüft, der ich für viele Hinweise und Anregungen danken möchte.

nen deutschen Akzent, denselben wie alle andern auch. Und über diese Identifizierung ließ sich dann wieder ein Unterschied einführen: Man konnte Jüdin sein. Aus Paris schreibt Rahel Levin am 14.3.1801 an ihren Bruder Ludwig Robert: „Ich versichere dich, ich *sage* hier allen Leuten, daß ich eine «Jüdin» bin; eh bien! le même empressement. Aber nur ein Berliner Jude kann die gehörige Verachtung und Lebensart im Leibe haben; ich *sage* nicht: hat sie. Ich versichere dich, ordentlich eine Art *contenance* giebt's einem auch hier, aus Berlin zu sein und Jude, wenigstens mir; ich weiß darüber Anekdoten.“¹⁸

Ein Brief in zwei Sprachen und Schriften, eine Passage, die gespaltene oder auch doppelte Identität ermöglicht. Eine Identität auch, die sich in keine erzählbare Geschichte bringen läßt. An ihre Schwester Rose Asser in Den Haag schreibt Rahel Levin, die inzwischen als preußische Diplomategattin Friederike Varnhagen in Karlsruhe lebt: „Ich war Jüdin, nicht hübsch, ignorant, ohne *grâce*, sans talent et sans instruction: ah ma soeur, c'est fini; c'est fini avant la fin réelle. Nichts hätte ich anders machen können.“¹⁹

In einer Art Karneval der Sprachen und Schriften entkommt man eindeutigen Zuschreibungen. Einen sehr amüsanten inszeniert Friederike Liman, eine jüdische Jugendfreundin Rahel Levins, in einem Brief an diese aus Berlin vom Februar 1801 nach Paris, in dem das Französische auffallend fehlt: Sie sei mit Esther Gad und der Schauspielerin Friederike Unzelmann auf einem Maskenball gewesen, alle drei in derselben Verkleidung. Mit einer Gruppe anderer Masken habe man zuerst Italienisch und dann Englisch gesprochen, um nicht erkannt zu werden, bis ein Mann meinte „wir wären aus Babilon da wir alle Sprachen sprächen“.²⁰

Eine dritte Schrift, die quadratischen Buchstaben des Hebräischen mit ihrer umgekehrten Schreibrichtung, signalisieren dagegen ein Ende des Karnevals – diese Schrift läßt sich nicht vermischen. Tauchen hebräische Wörter in den Briefen auf, dann läßt sich das als Signal eines Konflikts lesen. In einem dreisprachigen

¹⁸ *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde*. zitiert nach: Rahel-Bibliothek. Rahel Varnhagen, Gesammelte Werke, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert, Rahel E. Steiner, München 1983, Bd. I, S. 237; künftig zitiert als GW.

¹⁹ Brief vom 22.5.1817; GW II, S. 463.

²⁰ Brief vom 20.2.1801; Sammlung Varnhagen, Biblioteka Jagiellonska, Krakau, Kasten 109. Transkription von Birgit Bosold, die den Briefwechsel zur Edition vorbereitet.

Brief Rahel Levins vom 8. August 1794 aus Breslau an ihre Geschwister in Berlin wird dies besonders deutlich. Zusammen mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und dem obligatorischen männlichen Reisebegleiter, Josef Haltern, der deutsche Literatur ins Hebräische übersetzte, war sie nach Schlesien aufgebrochen, um dort die Familie ihres Cousins zu besuchen, die im orthodoxen Judentum verwurzelt war. Der Anblick der „Böhmen“, wie traditionell gekleidete und vor allem chassidische Juden in der Familiensprache der Levins genannt werden, wirkt wie ein Schock. Der Wechsel ins Französische, einem dem Deutschen und auch dem Jiddischen fremde Sprache, ermöglicht Distanz. Denn das „Geschrey“, wie Rahel das Sprechen der Juden bezeichnet, ist ein Geschrei in einer Sprache, die dem Deutschen gefährlich nah ist. Das Französische bewirkt Entfernung, und eine Erinnerung an die politische Bedeutung Frankreichs bietet ein Set ungewöhnlicher Metaphern, mittels derer Rahel ihren Körper aus den gefährlichen Begegnungen mit einer verdrängten Geschichte herauszieht: Sie inszeniert ihn als Schauplatz eines republikanischen Spektakels. Der Brief beginnt folgendermaßen: „Mit welche Worte soll ich daß sagen was Mich dir gern mit einem einzigen Schrey mitheilen möchte. Der erste süße Augenblick ist der brief von euch den ich jetzt Morgens um 8 schon habe und *gleich* antworte denk dir Hans eine prolongirte Probesgaße aber die heuser nach dem Himmel zu spitzig und *millionarden* Böhmen, und welche?! wie man sie bey uns *nie* siht dans cette rue une maudite maison ou il falloit decsendre < . . > je decsends et m’imagine de trouver une chambre, quoique la *maison* m’otoit le *reste* de ma bonne humeur. aber nun rede ich mit marcus . . . , j’ecris les horreurs en franc:“. Und wieder ein Sprachwechsel: „die Gaß war voll Geschrey *dieses* Geschrey kam aus lauter böhmische Münder und wäre meins nicht so sehr fest verschloßen wenn ich *nicht* spreche, so hätt’ es sich für erstaunen geöffnet < . . >. dabey war eine *colonie* flöhe auf meinem Leibe glücklich, die sich ihn seit voriger Nacht zur Insul ihrer freiheit und gleichheit ausgesucht haben, die freiheit nahmen sie sich, und gleich stark lieffen und achen sie, sie müßen auch wenigstens die Entstehung der Republik gefeuert haben“. Und nun, nachdem der Körper wie nach Frankreich emigriert ist, der Wechsel in die dritte Sprache: „während den Bensch²¹ ward ich aber bald ohnmächtig aus flöh schmerz Ermüdung langeweile traurigkeit und Schrek, *beson-*

²¹ Hebr: Gebet, Tischgebet.

ders aber von *flöhe*. ve imro omein.“²² Einen Absatz später kann sie die Sprache, die sie hier selbst einführt, plötzlich nicht mehr verstehen. Sie berichtet, daß im benachbarten Hof die „Böhmen alle Morgen in Mistischer Sprache die sie die heilige nenen ihm bis in sein Wolkenpalais hinein schreien; denk nicht daß es übertrieben ist ich konte jedes heilige Wort hören, und nachsagen indem ich's hörte, mama wuste auch genau was sie sagten“.²³ Ganz unbekannt kann dies auch der Tochter nicht gewesen sein, denn sie konnte die „heiligen Worte“ nicht nur hören und nachsagen, sondern auch aufschreiben. In ihrer Darstellung des Morgengebetes nennt auch sie den Adressaten des „Geschreys“ nicht und folgt damit der Tradition, nach der der Name Gottes nicht genannt werden darf. In ihrem Brief zieht sie diesen nicht nennbaren Gott noch einmal auf ihre Seite: Alle Passagen im Brief, die im Haus des Onkels spielen, sind Französisch geschrieben, die Außenszenen dagegen Deutsch. Und auch Er, der unnennbare, wohnt in einem Wolkenpalais, nicht etwa in einem Wolkenpalast.

Als Rahel Levin Anfang 1809 einen Abschiedsbrief an ihre Mutter verfaßt – eine programmatische Abrechnung mit der Lebensform einer jüdischen Familie – finden wir auch hier die quadratischen Buchstaben der hebräischen Schrift: „*Nebich!*“ habe die Mutter gesagt, so heißt es da, während die Tochter ihre große Klage in den strengen Buchstaben der deutschen Schrift formuliert.²⁴

Signalisieren hier die unterschiedlichen Schriftzeichen einen Abgrund des Mißverstehens, so garantieren Begegnungen in derselben Sprache und Schrift noch lange nicht, daß ein Raum des Verstehens entsteht. Vor allem die Briefwechsel von Frauen dieser Generation mit deutschen Schriftstellern zeigen deutlich, daß alle Versuche, von ihren schwierigen Passagen zwischen Sprachen und Kulturen zu erzählen, schweigend übergangen werden. Weder Goethe, der mit den Meyer-Schwestern korrespondierte, noch Jean Paul, von dem ein Briefwechsel mit Esther Gad überliefert ist, antworten jemals auf Erinnerungen an die verborgene Tradi-

²² Hebr: und so saget Amen.

²³ Der Brief wurde von Ursula Isselstein erstmals publiziert; er wird hier zitiert nach Ursula Isselstein, *Der Text aus meinem beleidigten Herzen. Studien zu Rahel Levin Varnhagen*, Torino 1993, S. 55. Vgl. auch Isselsteins eingehende Interpretation, S. 343–36.

²⁴ Vgl. meine Studie „*Antworten Sie mir!*“ *Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel*, Basel und Frankfurt/Main 1990, S. 63 ff., wo dieser Brief an die Mutter erstmals mitgeteilt wurde.

tion.²⁵ Einer dagegen reagiert. Charles Joseph de Ligne, der vom Judentum der Gräfin Cosel berichtete, schreibt um 1798 ein *Mémoire sur les juifs*, das er mit einem Widmungsgedicht an Sara Meyer – inzwischen Baronin Sophie von Grotthuß – schickt, die er in Töplitz kennengelernt hat:

„En envoyant mon mémoire sur les Juifs à Madame la baronne de Grotthus.

Femme sans préjugés, n'en voulant à personne,
à Jésus pas plus qu'à Luther,
que je veux que l'on abandonne,
ses temples n'ayant pas bon air!
Du peuple ancien dont la belle naissance
le dispense de vains quartiers,
sot orgueil des nobles altiers;
recevez par moi la défense,
on n'y va pas chercher un Vitikin
pour en tirer son origine.
De Charlemagne la racine
ne vaut pas mieux que Tubalkin.

Chez les Hébreux, nuls généalogistes,
d'apocryphes ayeux ne firent point de listes.
(Nous rencontrons chez les Chrétiens
plutôt que chez eux des Cains.
Et dans tant de sanglantes guerres,
n'égorgeons-nous pas de même nos frères?
Hélas! l'on ne voit point de Salomon chez nous,
et point de Josué, car à chaque bataille
je me disais: mon Dieu, que le soleil s'en aille!
Amis, comme ennemis, ainsi nous pensions tous.
Le pauvre prête au ridicule
peut-être quelquefois dans ce petit écrit.

²⁵ Vgl. dazu genauer Barbara Hahn, *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*, Frankfurt/Main 1991, S. 36–45 und 62–69.

Mais ses vices de coeur, ni même de l'esprit
 ne tombent point sous ma férule,
 et j'avilis qui l'avilit.)
 La barbe de l'israélite
 et son chant nasillard
 sont de nos capucins aussi le même rite.
 Ceux ci sont plus encore ennemis de chaque art,
 mais l'autre plein d'adress,
 d'activité de toute espèce,
 au lieu de le pousser à bord,
 est, si l'on veut, propre à tout.
 Vous élève d'une Amélie!
 L'esprit de Frédéric féconde votre esprit,
 parfaite femme et tendre amie
 dont la beauté, le coeur plus encore séduit!
 Recevez mon serment d'être à vous pour la Vie.²⁶

Im *Memoire* selbst, einer scharfen Kritik an der Überheblichkeit der Christen gegenüber den Juden, die verschiedentlich gar als zionistische Position avant la lettre interpretiert wurde,²⁷ werden Juden auf doppelte Weise aus der christlichen Gesellschaft hinauskatapultiert. Seit Gott die Juden verlassen habe, so beginnt de Ligne seinen Text, waren sie niemals beliebt, weil die Lebensbedingungen in den verschiedenen europäischen Ländern sie „betrügerisch, feig, lügenhaft und niedrig gesinnt, und diese vier Gefühle, von ihren Zügen widergespiegelt, verschönern sie nicht. Sie sind weder Diebe noch Mörder, noch roh. Man gebe ihnen einen Staat oder einen guten Zufluchtsort, und sie werden aufhören, so zu sein wie sie jetzt sind.“²⁸ Könnten sie anders leben, würden ihre Arbeitsmöglichkeiten und ebenso die Arbeitsbedingungen verbessert, verschwänden auch der Schmutz und Unrat, der sie umgibt. De Lignes Argumentation zielt also gerade nicht auf Akkulturation, sondern auf die Beibehaltung von Besonderheiten. Besondere Kleidung, besondere Lebensformen. „In allen europäischen

²⁶ Die Handschrift des Gedichts wird in der Sammlung Varnhagen, Kasten 108, aufbewahrt. Französischer Erstdruck in: *Annales Prince de Ligne*, Tome XI (1930), S. 103–104.

²⁷ Vgl. N.M. Gelber, Zur Vorgeschichte des Zionismus, Wien 1927, S. 33–38; Joseph Schulsinger, Un Précurseur du Sionisme au XVIII^e siècle: Le Prince de Ligne, in: *Annales Prince de Ligne* XVII (1936), S. 59–87.

²⁸ Charles de Ligne, Abhandlung über die Juden, in: *Der Fürst von Ligne. Neue Briefe*, aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Victor Klarwill, Wien 1924, S. 187–199, hier S. 189 f.

Hauptstädten gibt es Judenviertel. Man baue sie neu und reinlich wieder auf und versehe sie mit fließenden Rinnsalen. Man kleide die Juden in lange orientalische Gewänder mit gleichartigen hübschen Mützen. Man gebe ihnen eine ihren Neigungen entsprechende Arbeit, und ihr Gewimmel, welches dem des Ungeziefers gleicht, das vor unseren Augen auf ihren Bärten, ihren rötlichen Haaren und ihren abscheulichen Gewändern umherkriecht, wird sich in eine gesunde, reinliche, schöne und nützliche Bevölkerung verwandeln.“²⁹ Ziel ist durchaus nicht die bürgerliche Gleichheit, Ziel ist auch nicht die Aufhebung von Unterschieden. Juden sollen an besonderen Orten leben und von anderen – den Christen – eine Gesellschaftsordnung zugebilligt bekommen. Neben den sauberen Ghettos mit exotisch gekleideten Menschen sollen sie dort, wo die europäischen Landkarten weiße Flecken aufweisen, als Kolonisatoren arbeiten und die „Landes bei Bordeaux, die Puszten in Ungarn und die Steppen in der russischen Tatarei urbar machen“. Ein besonderes Volk also, abgeschoben ins Leere. Dann, so schließt de Ligne, „würden «sie» aufhören, das häßlichste Volk der Welt zu sein. Ich begreife sehr gut die Gründe des Abscheus vor den Juden. Es ist aber hohe Zeit, daß er aufhört. Ein Zorn, der achtzehnhundert Jahre dauert, scheint mir lange genug gewährt zu haben.“³⁰

Ob und wie Sophie von Grotthuß darauf reagierte, wissen wir nicht; in ihren parallel geführten Briefwechseln mit Goethe und Rahel Levin ist von diesem Text nicht die Rede. Was wäre darauf zu antworten gewesen? Gar von einer Frau, die gerade versucht, jegliche Besonderheit hinter sich zu lassen? Dem Schweigen der großen Dichter tritt hier ein Reden gegenüber, das Juden und ebenso Jüdinnen eine Besonderheit zuschreibt. Fremde, exotische Wesen, wenn sie Frauen sind, auch schöne Wesen, „man betrachte“, so schreibt de Ligne, „aber die Schönheit ihrer Frauen und Töchter“.³¹

In der Sprache der Akkulturation wird hier also eine Position formuliert, die zu einer schärferen Ausgrenzung führt als das Schweigen. Böhmisches Bäder, in denen man vorwiegend europäisch sprach, waren durchaus nicht nur Inseln eines zukünftigen Europas. Auch im Land der Zukunft selbst, das seit 1800 zum Reiseziel akkultrierter Jüdinnen wurde, traf man offenbar auf Ausgrenzungen. Als erste reiste Rahel Levin im Sommer 1800

²⁹ Ebd., S. 190.

³⁰ Ebd., S. 199.

³¹ Ebd., S. 191.

nach Frankreich, wo sie sich fast neun Monate aufhielt. Ihre Briefe aus Paris, das sie als unbeschreiblichen und unbeschreibbaren Ort skizziert, wenden sich – wie bereits die aus Breslau – fast nur an ihre Familie in Berlin, selten an die Gäste des Hauses, die sie ja ebenfalls zurückgelassen hat. Am 25. September 1800 heißt es in einem Brief an ihre Schwester: „Von Paris auch nichts; ihr sollt schon alles erfahren. Der Ort ist ungeheuer; unter jedem Gesichtspunkt, und für mich, die übrige polizirte Welt konzentriert. Eben so modern, angefüllt mit allen gewesenen Zeitaltern, die es zerbrochen und schwankend, zum allgemeinen Zergehen – wenn nicht Zerplatzen –, in sich hält. Es läßt sich nichts Einzelnes darüber sagen. Wie über die Welt selbst; das Widersprechendste, was Leute – die zu Hause kommen etwa – darüber sagen können; ist alles wahr.“³²

Paris ist nicht so offen und durchlässig, wie sie es erträumt hatte; einmal schreibt sie, daß sie niemanden habe, mit dem sie ins Theater oder spazierengehen könne. Auch in der deutschen Kolonie, die sich 1800 in Paris sammelte, war offenbar nur eingeschränkt Platz für die „Jüdin“ Rahel Levin; in Wilhelm von Humboldts Korrespondenzen mit Goethe bspw. ist nie die Rede von ihr, obwohl sie sich persönlich kannten, während Humboldts Bekanntschaft mit Germaine de Staël ausführlich erörtert wird.³³ Und nie berichtet Rahel Levin von Bekanntschaften mit Franzosen; einmal nur bittet sie um ein Empfehlungsschreiben an Madame de Genlis, die sie besuchen möchte.³⁴ Aus dem Aufenthalt in Frankreich resultiert keine engere Freundschaft, und keine Korrespondenz knüpft einen Kontakt zwischen Paris und Berlin.

Ähnlich isoliert wie Rahel Levin scheint auch Dorothea Schlegel gewesen zu sein, die 1802 nach Frankreich kam. Klagen über Armut und Einsamkeit prägen die Briefe. Andere jüdische Freundinnen Rahel Levins wie Sophie Pobeheim und Ernestine Goldstücker berichten in ihren Briefen aus Paris ebenfalls, daß sie fast nur mit deutschen Juden Umgang hätten und in einer Art Enklave lebten. Erst Henriette Mendelssohn, die seit 1808 jahrelang als Erzieherin in Paris lebte, scheint einen deutsch-französischen Zir-

³² GW I, S. 213 f.

³³ Vgl. bspw. Humboldts Brief an Goethe vom 30.5.1800, in: *Wilhelm von Humboldt. Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit*, hrsg. von Rudolf Freese, Darmstadt 1986, S. 312.

³⁴ Brief an die Schwester Rose Asser aus Paris vom 29.11.1800; GW I, S. 215.

kel von Dauer um sich gesammelt zu haben.³⁵ Frankreich ist ein Land, in dem man nur auf eine Weise leben könne, schlußfolgert Rahel Levin 1809 in einem Brief an Rebecca Friedländer: „Wir wollen nach Frankreich! Aber nicht fixiert! Immer als Reisende, und so ewig bleiben, wenns uns gefällt.“³⁶ Ewige Passagiere – immer unterwegs zwischen Ländern, Kulturen, Traditionen und Sprachen – das wäre denkbar. Wenn man so leben könnte.

Über Deutschland

Ein offener Konflikt zwischen diesen widerstreitenden Identitäten entzündet sich 1814, als Reaktion auch auf den Schub nationalistischer Äußerungen, die die Erhebung von 1813 begleiten. Er entzündet sich an einem französischen Buch, das nicht nur den Franzosen, sondern eben auch den Deutschen erklärt, was gebildete Europäer über Deutschland denken. Germaine de Staëls in Frankreich verbotenes Buch *De l'Allemagne* löst einen Aufschrei deutscher Jüdinnen gegen das hier gezeichnete Bild Deutschlands aus. Sophie von Grotthuß schreibt einen ungedruckten Essay *Ansichten einer deutschen Frau* und will eine Broschüre verfassen, die Goethe nach einer Auseinandersetzung über de Staëls Buch zugesandt werden soll.³⁷ Lucie Domeier, die frühere Esther Gad, verfaßt in kürzester Zeit ein Buch, das im Sommer 1814 auf Englisch und im Dezember desselben Jahres auch auf Deutsch erscheint,³⁸ und

³⁵ Vgl. bspw. die Schilderung von Karl August Varnhagen in seinen *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Bd. 2, Frankfurt/Main 1987, S. 148 ff.

³⁶ GW IX, S. 29.

³⁷ Sophie von Grotthuß, *Ansichten einer deutschen Frau*. Sammlung Varnhagen, Kasten 78. Am 25. November 1814 schreibt sie an Goethe: „würden Sie mir wohl erlauben daß ich in einen kleinen Aufsatz der einige Anschuldigungen der Fr. von Fouqué gegen dem Werk der Frau v. Stael de L'Allemagne widerlegen soll, einiges aus Ihren vortrefflichen Brief den Sie mir voriges Jahr über diesen Werke geschrieben citiren darf? ohne diese Erlaubniß geschieht es nicht, zu sehr ehre ich Ihr Vertrauen um mich deßen unwürdig zu machen.“ Brief vom 25.11.14, Goethe-Jahrbuch XIV (1893), S. 60; nach der Handschrift im Goethe-Schiller-Archiv, Sign. 28/375.IX, revidiert.

³⁸ Vgl. *A critical analysis of several striking and incongruous passages in Madame de Staëls work on Germany, with some historical accounts of that country*. By a German, London 1814; die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: *Kritische Auseinandersetzung mehrerer Stellen in dem Buche der Frau von Staël über Deutschland. Mit einer Zueignungsschrift an den Herrn Jean Paul Richter*. Aus dem Englischen übersetzt von der Verfasserin des Originals. Hannover 1814.

Rahel Levin initiiert eine Debatte unter ihren Freunden.³⁹ Am 23. Mai 1814 schreibt sie aus ihrem damaligen Emigrationsort Prag an ihren späteren Mann Karl August Varnhagen, der sich als Offizier in russischen Diensten im besetzten Paris aufhält: „Gott! wenn ich nur wüßte, wie lange Du noch im unseligen Paris bleibst. Denk! Endlich gefällt auch mir Frankreich nicht. Seine Lebenswürdigkeit und Geselligkeit ist zu sehr, zu lange, für zu lange zerrüttet; welches sonst sein ganzer namenloser Reiz war; unseliges Vorvolk! (wie Vortrab!). Nur in einzelnen Franzosen findet man noch, was ihm sonst als Depot eines Teils der kollektiven Person *Franzose* mit sich herzutragen gegeben war. – Frau von Stael radottirt in ihrem Buche ‚de l’Allemagne‘. Ueber die Ehescheidung ist sie platt und dumm, und sich selbst aus Angst und Furcht ungetreu; bis zur Empörung. Sotte! habe ich an den Rand geschrieben. Wenn jemand, der Deutschland nicht kennt, ihr Buch – *Buch!* lose, sich selbst aus der Regierung gesprungene Gedanken, *Gedanken!* Bemerkungen, Appercu’s, *Lektüre*, die nicht wieder als Blut zu Blut aufgenommen ward – liest, so muß er’s für ein finsternes, kaltes Rattenloch halten, wo traurige Fantasmagorien umhergehen, die Gott zur Ehrlichkeit verdammt hat; und wo dann und wann einer sitzt und verzaubert meditiert: auch hat sie noch im Großen solche Zaubernester als unsere Universitäten beschrieben: so traurig sie selbst ist: die Frau ohne Sinne und Musik. Macht sie nicht, als ob Frankreich das lustiglichsste Land für Augen, Ohr und Fell wäre, und lauter griechische Tempel zu Wohnungen hätte! Man friert wie bei uns: und unser Wetter ist eben so gut! < . . > Der lieben Stael ihr Buch ist für mich nichts anderes als ein lyrischer Seufzer, nicht die Conversation in Paris machen zu können“.⁴⁰

Was aber ist so skandalisierend an der „lieben Staels“ Buch? Es wird als Dokument einer falschen und unnötigen Ausgrenzung kritisiert, weil ihm eine Sichtweise eingeschrieben ist, die Deutsch und Französisch nur als zwei konträre Modi des Sprechens und Denkens wahrnehmen kann. Alles, Sprache und Kultur, Wissen-

³⁹ Ein Brief an Friedrich Gentz über das Buch der Staël ist verlorengegangen. Erhalten ist lediglich Gentz’ Antwort vom 15.6.1814, in der es heißt: „Über die deutsche Literatur sind einige schöne Kapitel darin. Alles übrige ist jedoch ausstaffierter Schund. . . Da aber niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größeres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Kompositionen doch nur *emphatisches Geschwätz*.“ Rahel Varnhagen, *Briefwechsel*, hrsg. von Friedhelm Kemp, München 1979, Bd. III, S. 152.

⁴⁰ GW V, S. 369 f.

schaft und Literatur, scheint in gegensätzliche Formen zu verfallen, deren Seiten mit den beiden Nationen identifiziert werden. Während Caroline de la Motte Fouqué, die ebenfalls eine Kritik an Germaine de Staëls Buch schrieb, sich auf die Seite des Deutschen wirft und dieses gegenüber Staëls Kritik einfach umwertet, während sie also dies Schema einer kontrapunktischen Teilung in komplementäre Seiten beibehält,⁴¹ lesen Lucie Domeier und Rahel Levin Varnhagen den Staëlschen Text anders. Sie können und wollen diese Darstellungsform, die Deutschland und Frankreich in dieser Weise gegeneinander stellt, nicht akzeptieren. Sie weisen nach, daß Germaine de Staël ein schlechtes, unlogisches, widersprüchliches Buch geschrieben hat, das ihnen auf falsche Weise die Lust an Frankreich vergällt. Lucie Domeiers Kritik, übrigens das erste theoretische Buch einer deutschen Jüdin, ist auch von der Schreibweise her ungewöhnlich, weil es wie eine Textmontage gearbeitet ist. Es zerteilt Germaine de Staëls Aussagen nicht nach falsch und richtig, sondern konzentriert sich darauf, die erstaunlich widersprüchlichen Statements der Autorin aneinanderzureihen und diese dann zu kommentieren. Meist weist sie nach, daß de Staël keinesfalls Besonderheiten der beiden untersuchten Länder beschreibt, sondern Grundsätzliches, alle Länder Auszeichnendes und manchmal auch Banales recht willkürlich auf die eine oder die andere Seite projiziert. Lucie Domeier liest de Staëls Buch als Dokument einer falschen Darstellungsweise, soll es um die Charakterisierung zweier europäischer Länder gehen, wobei ihr eigenes anonymes Buch – die englische Aussage ist „written by a German“, die deutsche von „einer deutschen Frau“ unterzeichnet – aus dem Blickwinkel Englands geschrieben, weiteren Abstand gewinnt. Von einem englischen Publikum gelesen, so ihr Argument, wird das Buch noch unbrauchbarer. Engländer seien zwar des Französischen mächtig, sehr selten aber lernten sie deutsch – mehr Engländer sprechen „lateinisch, griechisch, und selbst arabisch“ als deutsch, schreibt sie an einer Stelle –,⁴² und dieser kulturelle Abstand würde durch das Buch nur immer mehr verstärkt, statt

⁴¹ Caroline de la Motte Fouque, Einige Worte über das neueste Werk der Frau von Staël *De l'Allemagne*, in: *Die Musen* (1814), S. 234–239. Vgl. auch Caroline de la Motte Fouque, *Über deutsche Geselligkeit in Antwort auf das Urtheil der Frau von Staël*, Berlin 1814. Vgl. dazu auch Monika Bosse, *Esquisse de la Réception du livre De L'Allemagne, en Allemagne*, in: *Cahiers Staëliens* 37 (1985–1986), S. 117–131.

⁴² *Kritische Auseinandersetzung*, S. VI.

ihn durch präzise Beschreibungen, Beobachtungen und Mitteilungen zu verkleinern.

Die deutsche Ausgabe von Lucie Domeiers Buch ermöglicht eine weitere Lektüreschicht, wenn wir seine Widmung mitlesen. Es ist an Jean Paul Richter adressiert, mit dem sie ein ganzes Jahrzehnt intensiv korrespondiert hatte.⁴³ Lucie Domeier, die damals noch Esther Gad hieß und über ihren Namen gleich als Jüdin identifiziert werden konnte, hatte in ihren Briefen an den „verehrten Schriftsteller“ häufig auf ihr Judentum angespielt und damit eine Schicht der Korrespondenz eröffnet, auf die Jean Paul in seinen Antworten nie einging. Nun wird ihm ein Buch gewidmet, das eine Kritik von Germaine de Staëls Lektüren seiner Bücher entwickelt und eigene vorschlägt. Ein Buch also auch über Jean Pauls Bücher, ein Buch, das gerade in der Begegnung mit Jean Pauls Rezension von Germaine de Staëls *De l'Allemagne* eine Debatte hätte initiieren können.⁴⁴ Offenbar geschah nichts dergleichen – kein Brief oder Briefkonzept Jean Pauls hat sich erhalten, in dem er eine Antwort auf Domeiers Buch versuchte.

Auch die folgende Kontroverse wird zwischen einem deutschen Schriftsteller und einer Jüdin ausgetragen: In der Korrespondenz von Sophie von Grotthuß und Goethe kommt es zu einem eher unterdrückten Konflikt. Denn Goethe liest de Staëls Buch wie Jean Paul wohlwollend und schreibt als Dank auf eine Sendung Gänsebrüste an seine Freundin: „Lassen Sie mich, nach einer so schmackhaften leiblichen Speise, ohne gesuchten Übergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geistigen Speise reden! ich meine das Werck sur l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuscript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist.

⁴³ Vgl. meine Edition des Briefwechsels: „Geliebtester Schriftsteller“. Esther Gads Korrespondenz mit Jean Paul, in: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 25 (1990), S. 7–42.

⁴⁴ Jean Paul hatte im Sommer 1814 eine Rezension des Buches verfaßt, die Ende des Jahres in den *Heidelberger Jahrbüchern* Nr. 46 und 47 erschienen. Vgl. den Nachdruck „De l'Allemagne par Mme la Baronne des Staël-Holstein“, in: Jean Pauls *Sämliche Werke*, Weimar 1938, Bd. 16, S. 297–328. Lucie Domeier kannte diesen Text mit großer Wahrscheinlichkeit nicht, als sie ihr Buch schrieb bzw. ins Deutsche übersetzte; ihre Widmung an Jean Paul ist auf den 9.12.1814 datiert, vgl. *Kritische Auseinandersetzung*, S. XVI.

Alles was sie von der Pariser Societät rühmt kann man wohl von ihrem Werke sagen. < . . > In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher da gewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maaßstab des ungeheuern Schrittes den sie gethan haben. Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Slavery, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten. Dem freundlichsten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu. Weimar den 17. Febr. 1814. Goethe.“⁴⁵

Dieser optimistischen Lektüre begegnet eine skeptische Antwort, was umso erstaunlicher ist, als Goethe, der sonst selten reagiert, hier zum ersten Mal eine Debatte eröffnet: „Waß Sie Theurer von den öffentlichen Angelegenheiten so schön vorhersagen, möge es in Erfüllung gehen! und keine trübe Wolke diese nahe Aussicht verdunkeln – ich bin itzt etwaß weniger Zutraulich zu meinen heißen Hoffnungen geworden < . . > ich finde im politischen manche Übertreibung, zum Beyspiel wann man die Sprache des mir so gehäßigen Volks in Bann legen, will, so denke ich es ist die Sprache der Franzosen nicht mehr sondern ein Bindmittel Aller Gebildeten aus Allen Ländern und dann verdankt die deutsche Sprache manche Reichhaltigkeit den Naturatisirten Worten aus Jener verschrienen, wie Vermehrung der Worte auf den Ideen Gang würckt ist, eine allgemeine Bemerkung“.⁴⁶

Gegen die nationalistische Euphorie verteidigt Sophie von Grotthuß die Sprache der Akkulturation und argumentiert gegen die Verteufelung all dessen, was aus Frankreich kommt. Nachdem sie bereits mit großer Verspätung antwortet, nimmt sie die Mög-

⁴⁵ *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen Weimar, Weimar 1887–1919, IV. Abteilung, Briefe, Bd. XXIV, S. 160.

⁴⁶ Brief vom 14.3.1814; Goethe-Schiller Archiv, Weimar. Sign: 28/65. Bl. 546–549.

lichkeit nicht wahr, mit Goethe über eine mögliche Zukunft Europas zu debattieren. Als ob dafür kein Raum und keine Zeit wäre, als ob Germaine de Staëls Buch auch keine geeignete Basis dafür abgeben würde. Es bleibt bei der Verteidigung der Sprache der Akkulturation, die von dem Volk gelöst wird, das sie spricht. In den *Ansichten einer deutschen Frau* heißt es: „Eine Frau war in Frankreich, deren Gefühl sich empörte, deren Geist höher stand, als der der Machthaber, die geistreiche Frau von Stael. Ihre Eigenschaften waren ihr Verdammungsurtheil, und sie mußte weichen, weil sie Deutschland gerecht beurtheilte, und Frankreich in seiner tiefsten Erniedrigung sah. –“⁴⁷

Rückkehr des Jiddischen

In den Briefwechseln aus dem Umkreis Rahel Levins finden wir kurze Zeit später wieder Spuren einer verdrängten Sprache. Als 1819 die Hep-Hep-Stürme losbrechen, ist nicht europäisch die Sprache, in der sich die „gränzenlose“ Traurigkeit ausdrücken läßt, von der Rahel Levin in einem Brief an ihren Bruder Ludwig Robert schreibt.⁴⁸ Vielmehr lesen wir von den Goj, die am Schabbes Risches gemacht haben – der Antisemitismus wird in jiddischen Termini benannt.

Daß das Jiddische noch einmal auftaucht, rückt auch das Französische in eine andere Perspektive. Mit dem Aufbrechen des Antisemitismus ist eine Identität als Passage zwischen zwei Sprachen und Kulturen zur Illusion geworden. Jude und Deutscher klingen nicht zusammen; das eine wird um das andere geprellt. Frankreich wird nun zum Land einer Zukunft, die Deutschland, die schwierige Heimat, in absehbarer Zeit nicht wird erreichen können. In Deutschland blockiert der Antisemitismus jede Entwicklung hin zu einem Europa, wie es im Aufbruch um 1800 erträumt wurde: Europa und Antisemitismus schließen sich aus. In ihr Tagebuch schreibt Rahel Levin Varnhagen am 2. Mai 1823: „Die Juden sind komisch, sagt man, und man lacht wenigstens häufig über sie. Das kommt von ihrer schrecklichen Lage in der europäischen Welt, die so sehr mit ihrer urgeschichtlichen kontrastirt, – woher der Mensch aber über so etwas überhaupt lachen muß, das frag‘ ich

⁴⁷ Sammlung Varnhagen, Kasten 78.

⁴⁸ Brief vom 29.8.1819, GW IX, S. 582 f.

immer – und folglich auch ihr ganzes Gebärden, sie mögen es anstellen wie sie wollen. Europa'n müssen die Falten ausgebügelt werden.“⁴⁹ Doch diese Falten blieben – bis heute. Sie wurden tiefer und tiefer.

⁴⁹ Vgl. GW X, S. 94.